

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Der Bürgereid im alten Jüterbog. Von Past. em. Zimmermann.

diesem Titel in der Brandenburgia gehaltenen Vortrags, Brandenburgia, Monatsblatt Jahrg. XVII S. 213.

Es lag nahe, Fräulein Lemke zu ersuchen, über das Cohnsche Buch zu referieren, sie hat diese Bitte nachstehend erfüllt.

Ehe ich zu meinem kleinen Vortrag über die Pimpinelle schreite, habe ich auf Wunsch des Herrn Geh.-Rat Friedel auf ein kleines Buch hinzuweisen: „Farbe und Seele“ von Dr. Richard Cohn (Berlin, Hugo Steinitz, 1908). Herr Dr. Cohn hat sein Thema mit großer Innigkeit und unter Heranziehung zahlreicher Vorstellungen, Erfahrungen und Schlüsse geschrieben, und es dürfte ihm aus den Leserkreisen viel Zustimmung zu teil werden. Als Motto wählte er die Worte: „Im Getriebe der Weltfahrt werden die akustischen Dissonanzen immer größer; man muß sich an die Farben halten, die still und beschaulich leben und das Gemüt mit anspruchsloser, geräuschloser Liebe erfüllen.“ — Es fehlt leider heut die Zeit, näher auf „Himmelrot und Erdenrot“, „Farbenmusik“ usw. einzugehen und verweise ich Sie deshalb des weitern auf die Lektüre des Büchleins selbst.

XX. Fräulein Elisabeth Lemke: Die Pimpinelle in der Volkskunde. Der Vortrag wird im nächsten Heft als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXI. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Hofbräu-Restaurant zum Roland von Berlin, Potsdamer Straße 127—128.

## Der Bürgereid im alten Jüterbog.

Von Past. em. Zimmermann.

Auf dem Rathaus zu Jüterbog wird ein Holzklötzchen verwahrt, unten 25 cm lang, oben 16 cm, Durchmesser 8 cm, welches auf der Vorderwand das jüngste Gericht, rechts Christus am Kreuz, auf der linken Seite die ehernen Schlangen und auf der Rückseite die Auferstehung darstellt. Diese farbigen Gemälde sind aus Papier und auf den Holzklötz geklebt, leider aber von Wurmstich sehr mitgenommen.

Den Bemühungen des jetzigen Herrn Bürgermeisters ist es gelungen ein Schriftstück aufzufinden, dessen Abschrift ich beifüge und das sich auf die Benutzung des Klötzchens beim Bürgereide bezieht, mit folgendem Wortlaute:

### Admonitio,

welche denen jungen Bürgern bei Ablegung des Bürger-Eydes zu halten ist.

Da Ihr das Bürger-Recht bei hiesiger Stadt erlangen wollet, müsset Ihr vorher einen Eid ablegen. Dieser Eid soll euch gegenwärtig vorgelesen werden.

Hierauf wird der Eid vorgelesen. (Leider ist dessen Wortlaut nicht mehr vorhanden.)

Ihr werdet daraus vernommen haben, daß ihr Ihre Churfürstl. Durchlaucht Herrn Friedrich August, Unsern gnädigsten Herrn wie auch uns, dem Rath und Stadtgerichten allhier Treue und Gehorsam auch des Rathes und gemeiner Stadt Nutzen zu befördern und Schaden und Nachtheil zu verhüten und abzuwenden versprechen sollet. Bei Ablegung eines Eydes ist sonst gewöhnlich, daß man die rechte Hand gegen den Himmel erhebe, die drey ersten Finger ausstrecke und die übrigen zwey einschlage, wodurch man Gott und die heilig. Dreyfaltigkeit zum Zeugen anrufet, das man dasjenige, was man in den Eyd gelobt und verspricht, fest und unverbrüchlich halten will: Leib und Seele aber, welche durch die zwey eingeschlagenen Finger angezeigt werden zum Unterpfand einsetzet, woran Gott einen strafen soll, im Falle man meyneydig wird und wider seinen Eid und Versprechen handelt.

Bey uns aber ist alter Gebrauch üblich, daß man die rechte Hand ausstrecket, die drey erste Finger auf diesem Klotze, welchen ihr hier sehet, leget und die beyden letzten Finger einschlaget. Auf diesem Klotze sind verschiedene Sinn-Bilder abgemahlet, insonderheit die eherne Schlange, welche Gott durch sein treuen Knecht Moses den Kindern Israel in der Wüste als ein Gnadenzeichen und Vorbild Christi aufrichten ließ. Gott führete die Kinder Israel aus Egypten durch die Wüsten in das gelobte Land, die Kinder Israel aber wurden auf dieser Reise verdrossen und murreten wider Gott und versündigten sich dadurch also, daß Gott feurige Schlangen kommen ließ, wovon sie zur Strafe gebissen und gestochen wurden. Da aber die Kinder Israel ihre Sünde erkannten und durch Moses bei Gott um Gnade und Vergebung bathen, so befahl Gott Mosi, er solle eine solche eherne Schlange aufrichten und wer dieselbige ansehen und an Gott glauben würde, der solle gesund und von solchen Schlangen-Bissen wiederum geheilet werden.

Zum 2ten und 3ten sehet ihr auf diesem Klotze die Leyden und die Auferstehung Christi, wobei ihr erinnert werdet, daß Christus am Stamme des Kreuzes für uns gelitten und genug gethan, dessen Auferstehung uns aber ein Beweis sey, daß er Gottes Sohn und wahrer Mensch gewesen.

4tens findet ihr auf besagten Klotze das jüngste Gericht abgebildet, wobei ihr erinnert werdet, daß Ihr am jüngsten Tage vor Gottes Richterstuhl von allen euren Thaten und Handlungen Rechenschaft werdet ablegen müssen und nachdem ihr euer Leben und Wandel angestellet und geführt, entweder zur Belohnung die ewige Seligkeit erlangen oder

zur Bestrafung in die Hölle und zu ewigen Qual werdet verdammt werden. Dasselbst aber wird Heulen und Zähneklappern sein.

Dieses alles wird euch zur Warnung vorgestellt und habt ihr wohl zu bedenken, daß euch Gott zu einem Kinde der ewigen Seeligkeit erwählet, welcher deshalb seinen Sohn Christum in die Welt gesandt, uns Sünder seelig zu machen.

Wo ihr nun aber euer Leben und Wandel nicht nach den 10 Geboten Gottes anstellen und insonderheit vorsätzlich wider den von euch abgelegten Bürger-Eyd handeln werdet, so werdet ihr euch dadurch Christi Verdienst und der ewigen Seligkeit verlustig machen und euren Leib und Seele zur ewigen Verdammniß aussetzen und Gottes Fluch und Strafgericht werden euch in eurem Leben auf allen euren Wegen verfolgen.

Nachdem ihr diesen Eyd abgelegt, so soll euch auch das Bürger-Recht ertheilet werden und wird euch deshalb hiermit Bürgerl. Schutz und alle Bürgerl. Freyheit und Gerechtigkeit versprochen. Ihr sollet uns aber (mittelst Handschlags) Bürgerl. Gehorsam und Respect angeloben und ihr werdet dabei noch erinnert, daß ihr es 6 Jahre lang mit der Schützen-Gesellschaft (haltet?) und euch im Schießen üben sollt; ingleichen, daß ihr, wenn ihr mit euern Mitbürgern oder anderen hiesigen Einwohnern auswärts in fremde Gerichte in Zank oder Streit gerathet, daß ihr einander nicht in fremden Gerichten verklagen, sondern die Sache allhier bei dem Rath anbringen und richten lassen sollet, worüber man bey hiesiger Stadt ein besonderes statutum hat, -worin verordnet wird, daß der Bürger deshalb 3 Jahr aus der Stadt bleiben und 10 Neue Schock oder 25 Thl. Strafe erlegen soll. — (Es folgte alsdann noch die Anpflanzung von vier jungen Bäumen.)

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach Luckenwalde und dem Hohen Golm.** Der Einladung des „Kuratoriums der historischen Sammlung“ in Luckenwalde (Herr Bürgermeister Fischer, Herr Stadtrat Pariser, Herr Progymnasialdirektor Dr. Vogel, Herr Lehrer H. Hahn und die Herren Stadtverordneten Dr. Rothe und Krüger) folgend, unternahmen 30 Mitglieder und Freunde des Märkischen Provinzial-Museums unter Leitung des Geh. Regierungsrates Herrn Friedel am Sonntag den 25. August 1907 eine Pflegschaftsfahrt nach Luckenwalde und Umgegend. Nach kurzer Begrüßung begaben sich dieselben auf Wagen, welche die Stadt in liebenswürdiger Weise stellte, auf den westl. der Stadt gelegenen Weinberg, wo Herr Lehrer Hahn angesichts des herrlichen Panoramas einen Vortrag über „das Landschaftsbild und die Vorzeit“ hielt. „Wir befinden uns hier,“ so führte Herr

Hahn aus, auf einer inselartigen Diluvialerhebung inmitten des Baruther Urstromtales, welche aus unterem Geschiebemergel mit darauflagerndem Grand und Sand gebildet wird. Grand oder Kies ist auf einem Flächenraum von mehr als 200 Morgen etwa 10 m mächtig und wird an 3 Stellen für Berlin ausgebeutet. Am Ostrand der Diluvialinsel beginnt eine Talsand-Vorstufe; dann folgt die alluviale Nutheniederung. Auf beiden liegt malerisch schön ausgebreitet Luckenwalde. Der Stadtname kommt urkundlich zuerst 1217 als Bezeichnung der hiesigen deutschen Schutzburg vor. In der Mitte der Stadt erhebt sich noch heut der sagenumwobene „Bergfried“, jetzt als Glockenturm der Johanniskirche dienend. Im Osten der Stadt bildet der Talsand des Glogau-Baruther Urstromes verschiedene Binnendünen, z. B. zwischen den Ziegeleien und dem Osterberge, ferner die Erhebungen hinter der „Flora“ und endlich die Linden- und Rennberge und die „Lange Horst“ bei Dümde. Als wichtigste Alluvialbildung im Tale ist der Raseneisenstein hervorzuheben, der einst nach Baruth hin einhalbes Meter mächtige Erzgänge bildete, welche die Zinnaer Mönche ausbeuteten (Eisenhammer in Scharfenbrück), und die später dem von Friedrich II. (1753) hergestellten Gottower Hüttenwerk Material lieferten. Nordöstlich davon liegen die Sperenberger Gipsbrüche, in denen unser Mitglied Dr. Fiebelkorn Strudeltöpfe entdeckte, nach Norden zu der kleine Fläming, die Herrschaft Blankensee tragend. Rechts vom Tal hebt sich scharf der Nordrand des niederen Flämings ab, durch Aufpressung und Erosion herausmodelliert, mit dem steinreichen „heiligen“ Golm. Im Süden tritt das Dorf Schlenzer hervor, der Mittelpunkt zwischen der Schwarzen Elster und Nuthe; die Umgegend ist sehr wasserarm, und die Rutenschläger haben dort häufig ihr Glück versucht. In Schlenzer hat sich in der Frauentracht die Flügeltracht sehr lange erhalten. Vom Golm aus zieht sich an Schlenzer vorüber die 16000 Morgen große Stülper Forst, reich an Ginster, Johannis- und Heidekraut. „Bettler und Handwerksburschen gehen auch über den Fläming“ sagt ein altes Sprichwort; aber heut dehnen sich hinter Schlenzer mächtige Kornfelder aus; und die Gegend ist wenn auch „arm an Born“, so doch „reich an Korn“.

Dort schlug Wallenstein 1626 und 27 sein Lager auf, und vor der Schlacht bei Dennewitz trieben die Franzosen in den Flämingdörfern ihr Unwesen (Jädickendorf). Charakteristisch für diese Ortschaften sind die alten Feldsteinkirchen und die bemoosten Zieh- oder Wippbrunnen. Rechts im Nutethal erblickt man die Doppeltürme von St. Nikolai in Jüterbog und im Westen die sagenreichen Dörfer Frankenfelde und Frankenförde, der Franken Feld und der Franken Furt. Geologisch offenbart das Panorama einen energisch bewegten Charakter, volkswirtschaftlich redet es deutlich von deutschem Fleiß und Fortschritt, landschaftlich zeigt es ein recht märkisches Gepräge.

Auf dem Weinberge wird zur Zeit ein neues Reservoir für die Luckenwalder Wasserleitung erbaut. Von hier aus begaben sich die Teilnehmer nach dem Rathause, wo das Kuratorium im Stadtverordneten-Saale die reiche Sammlung geschichtlicher, kulturgeschichtlicher und prähistorischer sowie naturgeschichtlicher Gegenstände und Funde ausgestellt hatte. Außerordentlich viel verdankt dieses im Entstehen begriffene Stadtmuseum dem rastlosen Eifer des Herrn Hahn, und rühmend

hervorzuheben ist die liebevolle Fürsorge und das hohe Interesse, welches Herr Bürgermeister Fischer dieser Sache schenkt, in welcher er ein Mittel erblickt, namentlich der Jugend eine Anschauung vom Leben und Treiben der Vorfahren und vom Werdegang der heimischen Kultur zu geben. In warmen Worten gedachte der Herr Bürgermeister, nachdem er Entstehung und Zweck der Sammlung besprochen hatte, der hohen Verdienste der Hohenzollern, besonders Friedrichs II. für die Entwicklung der Stadt. Die Zisterciensermönche, sagte er, hätten hier zwar zuerst die materiellen Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens geschaffen, Friedrich Wilhelm I. aber und Friedrich der Große die moralischen Grundlagen des Charakters der Bevölkerung gelegt, indem beide die Bürger durch strenge Zucht zu arbeitstüchtigen und ordnungsliebenden Menschen machten. Diese Zucht des aufgeklärten Despotismus wirke noch heut nach, und diese Charakterzüge seien ein unverlierbarer Schatz des jetzigen Geschlechts geblieben, das gleichzeitig auch geschult sei, sich allen wechselnden Formen und Bedürfnissen des modernen wirtschaftlichen Lebens anzupassen. Stockt die Tuchfabrikation, so versucht man es sogleich mit einem andern Industriezweig und fabriziert z. B. Hüte. Der Sammlung, die übrigens trefflich geordnet und in ihren Objekten richtig bestimmt, fehlt es nur noch an einem eigenen Raume, der ihren Wert und ihre Reichhaltigkeit mehr hervortreten ließe. Bereits jetzt sind die verschiedensten Zeitepochen von der Steinzeit an vertreten. Hervorzuheben ist u. a. ein gut erhaltener Bronzekelt. Aus geschichtlicher Zeit sind verschiedene Akten und Drucksachen (Edikte Friedrich Wilhelms I. usw.), Geräte und Erzeugnisse heimischer Industrie (z. B. die ersten Gewebeproben, die dem Könige zur Prüfung vorgelegt wurden), Innungskrüge und dergl. vorhanden. Daß ein sogenannter Tezelkasten nicht fehlen darf, ist für Luckenwalde selbstverständlich.

Herr Bürgermeister Fischer führte alsdann zur Großen Wollenwarenfabrik (Besitzer Herr Stadtrat Pariser) in der „Geraer Kolonie.“ Nachdem bereits Friedrich Wilhelm I. der Tuch- und Zeugmacherei sein Interesse zugewandt hatte, sodaß sich bis 1740 37 Tuchmacher mit 22 Gesellen und 2 Lehrlingen niedergelassen hatten, auch 1725 eine Tuchmacher-Innung gebildet worden war, die bis 1898 bestand, förderte Friedrich II. das Gewerbe in L. stetig durch Ansiedlung geschickter Handwerker aus allen Teilen Deutschlands. Auch eine Walkmühle, die jetzige Wassermühle, war auf Staatskosten angelegt worden. Von 1741—50 zogen 25 Familien, Tuchmacher und Wollarbeiter zu; 1750 wurde die Jüterboger Vorstadt gegründet; der König ließ daselbst 22 Häuser erbauen und durch Erbverschreibung vom 15. Oktober 1753 an ebensoviele Familien vergeben. 1764 waren 86 Tuchmachermeister vorhanden, außerdem 196 Wollspinner und Spinnerinnen. Als 1780 die Stadt Gera, in welcher die Zeugmacherei besonders blühte, von einem großen Brande heimgesucht wurde, bot der König den obdachlosen Zeugmachern eine neue Heimat in seinen Landen an. Für Luckenwalde wurden 18 Zeugmacher und mehrere Spinner bestimmt. Bis Ende 1781 waren 24 Familien mit 90 Personen zugezogen. Für sie ließ der König von 1782—85 eine eigene Wollzeugfabrik nach Geraer Art, die „Große Fabrik“ in der „Geraer Kolonie“ erbauen, zu der 1785 schon 206 Seelen gehörten. 1794

überließ Friedrich Wilhelm II. dem Kaufmann Thomas de Vins die Fabrik erb- und eigentümlich. Nach dessen Tode kaufte sie der Tuchfabrikant Busse (1806) für 2000 Taler.

Für die Kolonistenkinder befahl Friedrich Wilhelm II. am 25. Juli 1789 eine eigene Schule zu errichten, deren Gebäude 1790 fertiggestellt wurde. Sie bestand unter dem Namen der „Gnadenschule“ (auch „Kolonieschule“) bis zum 1. April 1869.

Die Fabrik wurde nunmehr unter Führung des Herrn Direktors Simon besichtigt. Es werden dort zur Zeit 500 Arbeiter beschäftigt. Der linksseitige friederizianische Backsteinbau trägt noch heut die ursprüngliche Wetterfahne mit der Jahreszahl 1782. Betreten wir die Innenräume, so bemerken wir im Sortiersaal die verschiedensten Rohprodukte für die Spinnerei: Schafwolle aus der Mark neben der feinen australischen. Nach der Reinigung kommt die Wolle zunächst in die Krepelmaschinen. Sie öffnen vermittelst ihrer mit feinsten Drahtbändern umwickelten Walzen die Wolle derartig, daß die einzelnen Fasern zur besseren Fadenvereinigung frei, gestreckt und parallel nebeneinander liegen, entfernen aber auch gleichzeitig etwa noch vorhandene Unreinigkeiten (Stroh, Kletten); sie vermischen die einzelnen Wollsorten in gleichmäßiger Weise, legen selbsttätig Wolle vor und geben dem bedienenden Arbeiter rechtzeitig ein Klingelzeichen. Pelzartig liefern sie ihre Arbeit an Vorspinnkrepel ab; diese verwandeln den Pelz in lockeres zusammengerolltes Vorgarn, indem sie es gleichzeitig auf 40 walzenförmige Vorgarnspulen mit je 30 Fäden befördern. Nun beginnt das eigentliche Spinnen in dem großen mit Ober- und Seitenlicht versehenen Spinnsaal von 2400 qm Bodenfläche. Riesige, auf Wagen vor- und zurückfahrende, mit je 450 Spindeln versehene Selfaktoren oder Selbstspinner sind es hier, die ein Ausziehen (Strecken) und gleichzeitiges Drehen jener wulstigen Vorgarnfäden bewirken und diese so in das eigentliche Garn verwandeln. Drelliermaschinen vereinigen dann 2 oder mehrere verschiedenartige Fäden durch starkes Drehen zu einem einzelnen starken Faden (gezwirntes Garn). In einem besonderen Raume werden die Garne gefärbt. Eine der wichtigsten Stationen bildet die Weberei, welche aus 5 Websälen mit 140 mechanischen Webstühlen besteht. Die aus dem Websaal kommenden Stoffe gelangen in den Kontroll- und Korrektursaal, wo sie von kunstgeübten Händen von kleinen Webefehlern, Knötchen und Unebenheiten befreit werden. In der Walkerei erhalten die Stoffe durch die quetschende Bewegung der Walkmaschine eine größere Festigkeit, da die Härchen des locker gesponnenen Garnes einander näher gerückt werden, wobei sie vermöge ihrer rauhen, mit Widerhäkchen versehenen Oberfläche inniger in Berührung kommen. In der Rauherei werden durch besondere Apparate die losen Enden der Wollhärchen aus der Zeugfläche herausgezogen und parallel gelegt. Sind die Stoffe im Trockenraum mit seinen Rahm- oder Spannmaschinen getrocknet, so werden sie geschoren und geglättet. Die „große Fabrik“ stellt u. a. auch das unverwüsthliche graue und resedafarbene Militärtuch her. Neben der Tuchfabrikation, die unter dem Wettbewerb des In- und Auslandes zu leiden hatte, entwickelte sich in L. seit 1875 die Hutindustrie, weil sich die Nachfrage nach weichen Filzhüten steigerte, und schon um die Wende des

19. Jahrhunderts galt Luckenwalde, das wöchentlich etwa 12 000 höchst moderne „Behauptungen“ aufstellte, als der Mittelpunkt der heimischen Hutmacherei, als der bedeutendste Platz Deutschlands für wollene Hüte. Durch Herstellung und Verbesserung der erforderlichen Maschinen fanden Maschinenbauer lohnenden Erwerb. Daneben entwickelte sich im letzten Jahrzehnt die Luckenwalder Bronzewarenfabrikation (Möbelbeschläge). So wußte sich die unter hervorragend intelligenter, weitschauender Leitung stehende Bevölkerung stets geschickt den wechselnden Bedürfnissen und Forderungen des praktischen Lebens anzupassen.

Nach Besichtigung der „Großen Fabrik“ wurde die Johanniskirche besucht. Die ursprüngliche Johanniskirche stammte wahrscheinlich, wie Herr Bürgermeister Fischer mitteilte, aus dem Jahre 1183. Im Jahre 1285 fand bereits ein Neubau statt und nach der Zerstörung der Kirche gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts anno 1450 ein zweiter, der anscheinend in so großer Eile erfolgte, daß die ungewöhnliche Regellosigkeit des Baues vermutlich darauf zurückzuführen ist: die Hauptachse des Gebäudes steht nicht normal zur westlichen Giebelwand, die beiden Schiffe haben verschiedene Breite und die Innenpfeiler ungleiche Entfernungen von einander. Bei den Renovierungsarbeiten von 1901—1903, wobei auch der eigenartige „Zierbalken“, die Stiftung eines Luckenwalder Ehepaares, einen bessern, d. h. weniger in die Augen fallenden Platz erhielt, fand man unter der Tünche im Innern alte Wandmalereien aus dem 15. Jahrhundert, die man wegen ihres kulturgeschichtlichen Wertes — einen anderen haben sie teilweise wohl kaum — wiederherstellte. (Maler Kutschmann.) Ob die Erklärung, welche man in Luckenwalde über die an den Deckengewölben angebrachten Fratzen — Gesichter, die dem Beschauer die Zunge weisen — aufgestellt hat, die richtige ist, mag dahingestellt bleiben: man nimmt nämlich an, es habe anno 1450 kein Künstler zur Verfügung gestanden und die Malerei sei einfachen Handwerkern übertragen worden, welche ihre Aufgabe, so gut sie es vermochten, erledigten und nur solche Figuren malten, auf welche sie „gedrillt“ waren. Außen fällt besonders der neue stattliche Westgiebel in spätgotischen Formen ins Auge; er schließt sich jedoch nicht unmittelbar an die alten Mauern der Kirche an; man hat vielmehr, um statt der schiefen Winkel des alten Gebäudes rechte Winkel zu erhalten und um außerhalb des Kirchenschiffes den Raum für ein Treppenhaus zu gewinnen, einen Westanbau geschaffen. An der Außenwand der Kirche fand Herr Geheimrat Friedel verschiedene der bekannten zu aberläubischen Zwecken in katholischer Zeit gedient habenden Rundmarken, über deren Bedeutung in L. nichts bekannt ist.

Nach Tisch fuhren die Teilnehmer nach dem von Friedrich dem Großen angelegten Hüttenwerk Gottow; daß dort vor 400 Jahren bereits ein von Zinnaer Mönchen angelegter Eisenhammer bestand, der aber wahrscheinlich z. Z. des 30-jährigen Krieges einging, ergibt sich aus den Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Nach dem Erbbuche des Amtes Zinna besaß auch Scharfenbrück einen Eisenhammer. Friedrich II. ließ nun in dem Bestreben, sich in bezug auf die Eisenindustrie vom Auslande unabhängig zu machen, das „Eisenhüttenwerk Gottow“ neu erstehen. Hier wurden zum Teil die Kugeln und Bomben für das preußische Heer, namentlich während des

7jährigen Krieges, aber auch noch 1813 hergestellt. Noch heut zeigt der Hauptbalken des Gebäudes die Inschrift K P E H 1753 (Königl. Preuß. Eisenhütte). Statt des alten Hammers hat man 1868 ein Dampfwerk angelegt. Der Hochofen wurde am 23. Mai 1754 zum ersten Male angeblasen. Rohmaterial lieferten anfangs die in der Nähe vorkommenden Raseneisenerze. Die erste „Campagne“ des Hochofens dauerte bis zum 15. 7. 1754 und lieferte Material für 249 Bomben, im Gewicht von 260,58 Zetnern, die zweite (23. 9. 1754 bis 28. 6. 1755) brachte es auf 5824 Stück Bomben (6212,90 Zentner) Kanonenkugeln im Gesamtgewicht von 77,37 Z., 756,70 Z. Roheisen und 60,26 Z. Gußwaren (Töpfe, Kasserollen, Mörser usw.). 1754/55 wurde auch ein Stabhammer angelegt. Das Gottower Hüttenwerk unterstand der königlichen Verwaltung bis 1832. Als die Raseneisenlager sich zu erschöpfen begannen, wurde es verkauft (an Krause). Seit 1860 besteht das Hauptwerk als Neusilberwarenfabrik, gegenwärtig unter der Firma „Wilhelm Schwechten, vormals J. C. Poesch.“ Zwischen dem Amtshause und dem Hüttenwerk bemerkt man eine „eiserne Mauer,“ die aus unregelmäßigen Eisenschlackenstücken erbaut ist, und vor der Tür des Amtshauses zwei gußeiserne Prellböcke in Gestalt von Ritterfiguren.

Der Weg führte dann weiter durch das „Stärtchen“ am Schloßberge, einem Hügel mit Spuren von Wall und Graben, vorüber nach Stülpe. Herr Geheimrat Friedel fand auf dem Schloßberge mittelalterliche Gefäßreste. Von Stülpe aus wurde der Hohe Golm, der fünfthöchste Berg der Mark (178 m) bestiegen. Von allen märkischen Hochbergen liegt der Golm der Reichshauptstadt am nächsten (50 km); er ist auch am bequemsten zu ersteigen; denn die von Luckenwalde ausgehende Kleinbahn berührt das  $\frac{3}{4}$  Stunden vom Golm gelegene Stülpe. Trotzdem ist dieser von Sagen umwobene, geschichtlich und geologisch hochinteressante und mit landschaftlichen Reizen verschwenderisch ausgestattete Berg wenig bekannt. Den höchsten Gipfel, der jetzt ein 40 m hohes Gerüst für Telefunkerversuche trägt, bildet der „Kirchberg“, auf welchem man noch Mauerreste der 1435 erbauten und 1562—68 abgerissenen Marienkapelle bemerkt. Die schönsten Fernblicke aber gewährt der Platz neben der kleinen Schutzhütte des Golmwächters, welcher die etwaigen Waldbrände sofort nach Stülpe zu melden hat. Herr Pastor Quappe-Stülpe gab auf dem Marienberge eine kurze Übersicht der Geschichte des Berges und des Stülper Gutes, welches von 1342 bis 1499 verschiedenen Besitzern, zuerst den Gebrüder Krullen, von 1449 bis 1537 den Herrn von Schlieben, von 1537—1648 den Herrn v. Hacke, von 1648 an der Familie v. Rochow gehörte, die es noch jetzt besitzt. Zur Zeit des Friedrich v. Köckeritz-Stülpe (gest. 1438) erhielt die von Zinnaer Mönchen 1435 erbaute Golmkapelle auf dem Konzil zu Basel 1437 die Bestätigung als Marienkapelle, und 9 Bischöfe verliehen ihr dort am 13. 8. 1437 das Recht, für je 40 Tage, also zusammen für 360 Tage im Jahr, Ablass zu erteilen, und bald galt eine Golmfahrt für verdienstvoller als die Wallfahrt nach St. Jago di Compostella. Nach dem gnadenvollen Bilde der hl. Maria sollte Stülpe, das urkundlich übrigens schon 1342 Stülpe genannt wird, seinen Namen (St. Mariens Hülpe, St. Hülpe). An den Marien- und Johannistagen entwickelte sich dort oben nach der Messe ein gar weltliches Treiben;

Jahrmärkte wurden abgehalten, und das Volk erfreute sich an Spiel und Tanz, bis der Blitz einst einen Tänzer niederschmetterte. Da unterließ man das Tanzen. Die Reformation machte auch den Golm-Wallfahrten ein Ende (1540); die heiligen Geräte, u. a. 2 Altarschreine wurden 1562 nach Stülpe gebracht, wo sie in der Kirche noch aufbewahrt werden, und 1568 erhielt v. Hacke auf Stülpe die Erlaubnis, mit den Resten des Baues die Stülper Kirche auszubessern. (Zwei Steine hat Herr P. Quappe in die Mauer des neuen Friedhofes setzen lassen.) 1678 ließ Friedrich Wilhelm v. Rochow einen Schatzgräber kommen, den Caspar Hüller, einen schlesischen Studenten, welcher die angeblich von den Mönchen vergrabenen Schätze dort heben sollte, sich auch wochenlang alle Mühe gab, mit Wünschelrute, Spaten und Hacke den Schatz zu erforschen, aber natürlich nichts zuwege brachte als eine tiefe Grube am gegenüberliegenden Tannenberge, welche die Teilnehmer der Exkursion noch besichtigen konnten. 1788 baute Adolf Friedrich v. Rochow ein Haus auf dem Golm, um sich dort zeitweise im Sommer niederzulassen. Es brannte am 1. Juni 1822 nieder. Einen Aussichtsturm trug der Golm von 1847—88; er wurde 1888 erneuert. Der neue Turm aber brannte in der Pfingstnacht des Jahres 1890 nieder. Ruchlose Menschen hatten ihn in Brand gesteckt. Der Telefunkturm steht seit 1905. In der Nähe desselben fand Herr Geheimrat Friedel den für die Mark seltenen größten Käfer, den Hirschschröter (*Lucanus cervus*) mit stattlichem „Geweih.“

Nach dem Abstieg wurde noch die von Christoph von Hacke (gest. 1580) erbaute Kirche besichtigt, in welcher man auf seinem Denkstein die (später angebrachte) Inschrift liest: „Der ists der Kirch und Schloß durch Gottes Hülff erbauet hat.“ — Im Dorfkrüge wurde dann ein einfacher Imbiß genommen und das wohlbekannte Luckenwalder Braunbier in Stangen getrunken. Die Zahl der Teilnehmer an der Exkursion betrug 40; 30 waren aus Berlin gekommen.

Otto Monke.

**Bauopfer.** Hohenbruch, Kreis Osthavelland. Als vor einigen Jahren das alte Schulhaus, welches ungefähr an der Stelle des jetzigen stand, abgebrochen wurde, fand man unter der Schwelle Teile eines menschlichen Skeletts. Daß man dort einen Erschlagenen eingescharrt haben sollte, ist nicht anzunehmen; es fehlt auch jede Erinnerung an einen Mord, und Hohenbruch ist noch nicht ganz 200 Jahre alt. Ich nehme vielmehr an, daß es sich hier um ein Blutopfer handelt. Die Skeletteile konnte man bequem heben; das Haus lag in der Nähe des Kirchhofs. Freilich war dieser noch neu, als das Haus gebaut wurde; aber es gibt auf jedem Dorfkirchhof ungepflegte Gräber, wozu besonders die der Selbstmörder am Zaun gehören, und solche Gräber sind der Zerstörung natürlich mehr ausgesetzt als andere. Vielleicht hatte man zu der Zeit, als man das alte Schulhaus erbauen wollte, gerade zufällig ein Skelett bloßgelegt, von dem man nur einige Knochen „nach altem Brauch“ in die Baugrube warf.

O. Monke.

Hierzu sei bemerkt, daß beispielsweise der neu erbaute Turm der Kirche zu Oderberg i. M. über einer ganzen Reihe von Gerippen aus dem alten Kirchhofsbestande erbaut ist.

E. Fr.

**Das Lied vom Wassermann.** Vor längeren Jahren wußten ältere Frauen in verschiedenen Nuthedörfern sich noch zu erinnern, daß früher die Mädchen im Winter in den Spinnstuben ein Lied vom Wassermann sangen, das sie aber fast alle vergessen hatten. Eine Frau aus Märtensmühle entsann sich noch der Worte: „das ganze Altar neigte sich,“ Worte, die verständlich werden aus den märkischen Sagen, die die Heirat des Wassermanns mit einem christlichen Mädchen und den unglücklichen Ausgang dieser Ehe behandeln. Eine Frau aus Christinendorf wußte:

„Es läuft ein kleiner Wassermann  
Vom Berg bis über den See.  
Er freit nach Königs Töchterlein,  
Nach die schöne Dorothee.  
Sie ging wohl über die Brücke,  
Vom Berg bis über den See,  
Da kam der kleine Wassermann  
Bei die schöne Dorothee.  
Ins Wasser leibten sie sieben Jahr  
Vom Berg bis über den See,  
Bis sie einen kleinen Sohn gebar,  
Die schöne Dorothee.“

Den „vierten Vers“ hatte sie vergessen. Sie hatte das Lied auch in den Spinnstuben gesungen. Eine alte Frau wußte aus den Spinnstuben in Sputendorf:

„Es war ein feiner Herr,  
Der hatte ein einziges Töchterlein,  
Der ließ seiner Tochter eine Brücke bauen  
Vom Berg bis über den See,  
Darauf sollte sie spazieren gehen  
Die schöne Dorothee.“

Nebenbei bemerkt findet sich das Wassermannslied sehr vollständig in den „Volksliedern der Wenden“ von Haupt und Schmalzer (Grimma 1841, I., 62—64), allerdings nicht aus der Mark, sondern aus Lohsa in der sächsischen Oberlausitz. Vierzig Jahre später schrieb ich es nieder (s. mein wend. Volkstum, 1882, 54—56) in ähnlicher Fassung in Burg bei Burghammer in der preußischen Oberlausitz, also unweit der Mark, wo man es noch in den Spinnstuben sang.

W. v. Schulenburg.

**Der Bauer und die Murxe.** Am Ausgang des Dorfes Wietstock (Kreis Teltow) zeigte man mir, etwa 1893, ein Wiesenstück mit ein oder zwei Wasserflächen, genannt „der Ford“ oder „die Rötכותen“, weil Flachs darin gerötet würde. Ein Bauer erzählte mir die Sage dazu: „En Bure wår nã Trebbin tu Veihmarcht metten Stücke Veih jewest un häddet vaköfft un junk tuhus dörech Wietstock un kam vörr den Fort vörrbei, wo de Padden oa Murxe drin sitten. Janße jrote wåren dã. Det wår int Fröhjahr. Nu schreien imma de Murxe: „Ach, ach, ach!“ un sãd de Bure: „It is nich wåhr, neine hebb' ick jekrån. Äbba de Frösche lãten nich nã un schreien immaßu:“

Wi-2027

„acht, acht!“ Drupp werd de Bure ärjalich un säd: „Iek werr't Jau wiesen,“ un fot nâ de Tasche un nâmt de nein Dâldare un schmitt se rin noat Wata. Bumms sinn se stille. „Dach!“<sup>1)</sup> säd ha, „nu hebben se jesien, dat det wâhr is.“

Ähnlich malt Ovid die Stimme der durch Latona in Frösche verwandelten Bauern: „quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.“ Wenn auf dem Lande abends im Frühjahr auf weit ausgedehnten Wiesen die Frösche vereint quarren, was sich wundervoll anhört, hörte ich alte Leute sagen: „Die Padden murxen.“ Voß nennt es in der Luise sehr bezeichnend „des Sumpfes Geröchel,“ „das vereinte Quarren der Frösche in der Ferne.“

W. v. Schulenburg.

**Die Nixkuten.** Noch vor 60 Jahren waren im „Trebbinschen langen Winkel“ die Nixkuten, Watalöcher. „Vielleicht sind sie noch da.“ Da hat es immer gespukt. Sie sagten: „Das kommt von dem Watanix.“ In den Nixkuten hebben mehr so vadrunkn. Alle ßwee Jâhr hâdd eena dâ vasopen. Im Sommer haben sie darum müssen die Nixkuten inricken. Der Nix hedd imma so jelopen med sonne kleene Laterne, det hedd die Schuld jehebbt, dâ hebben de Lüde den Irrtum jekrân. Früher waren mehr Lüchtamândre, jetzt nicht mehr, die Sümpfe sind jetzt auch nicht mehr so. Da bei den Nixkuten kam immer der Watanix und fragte: „Wo stell ick mien Pâl hen?“ Wer dann ihm antwortete, dem hackte er an, aufn Rücken umgeklammert. Der hat ihn tragen müssen bis auf den Kreuzweg. Im Dorfe Thyrow kriegte der Priester sein Ausgedinge in Trebbin. Sie gehörten da in die Kirche und da fuhren die Wirte und Knechte dem Priester alles hin. Die Knechte fuhren dann wieder zurück, die Wirte aber blieben da und kriegten eine Mahlzeit. Einer von ihnen hatte sich gut einen angetrunken und blieb in Trebbin. Da haben die andern gesagt: „Dâ werd doch der koamen der Wostelickmienpâlhen.“ Als er nun spät allein nach Hause ging, da ist der gekommen und hat gesagt: „Wo stell ick mien Pâl hen?“ Da sagte der Bauer: „Zum Dunnawetta, stell am dâhen, wo'n hest wechjenoamen,“ dabei hat er sich die linke Rocktasche umgekehrt, daß er soll kein Unheil dabei haben, denn der Wassernix hat viele Leute vawesen. Dann hat er nicht mehr lopen müssen. Der Wirt hat ihn erlöst, weil er gesagt hat: „Stell ihn doch hen.“ Als ich die Nixkuten (1894) aufsuchte, wußten die dort arbeitenden Leute nichts mehr von der Sage.

W. v. Schulenburg.

**Die Koböldzer.** Früher waren Watanixe, Koböldzer, es waren kleine Kerle. In Neudorf bei Trebbin war ein altes Haus, da sind sie immer eingekehrt, die Wassernixe, abends um 10 Uhr, früher nicht. So lange hat die Jugend<sup>2)</sup> die Wohnung benutzt, Karten da gespielt u. d. Einmal war die Jugend auch da. Einer wird an zu schlafen fangen und haben die andern gesagt: „Wir wollen ihn liegen lassen,“ und gingen weg. Als er wieder

<sup>1)</sup> = da, da ist es, nehmt es u. d. Hier blos Ausruf.

<sup>2)</sup> ein bestimmter dörflicher Begriff, s. Brand. Archiv. 11, 1904, 97.

wach wird, ist er von lauter kleinen Jungens umringt in der Stube. So geht er denn heraus aus der Türe und als er draußen ist, schreien sie hinterdrein: „Hättest Du man Dill und Käse nicht in der Tasche.“ Mank den Käse is Dill mank gewest. Da haben sie keinen Andeel<sup>1)</sup> gehabt, sonst würden sie ihm was zeigen, haben sie gesagt. X

W. v. Schulenburg.

**Der Nix als Freier.** Ein Nix hat wollen Liebschaft treiben mit den Mädchens. Ist er gekommen bei die Magd beitt Milchen und hat gesagt: „Du sollst meine Braut werden“. Die hat nichts von wissen wollen. Dann ist er alle Tage gekommen und mit Gewalt hat sie ihn nicht können los werden. Dann hat er gesagt: „Wenn Du raten tust in dreien Tagen, wie ich heißen tu, dann wer' ich wegbleiben.“ Nun weiß sie sich gar nicht zu helfen und fragt den Wirt, was sie machen soll. Nun wird sich der Wirt was ausdenken. Am Torweg war ein großer Pfeiler von Mauerstein. Hinter den stellt er sich hin, als der Wassermann kommt. Dann ist der immer so gesprungen, vorwärts gehuppelt bis nach dem Viehstall hin und hat dabei gesagt: „Offen un türlich, daß ich heiß, daß es meine Braut nicht weiß“. Gut, nun erzählte es der Wirt dem Mädchen. „Ich habe gehört, wie er heißt“ und sagte es ihr. Den andern Abend kommt der Nix wieder, und sie sollte raten. Nun fängt sie an, solche Namen zu nennen, wie es auf dem Lande giebt<sup>2)</sup>, Andre, Michel, Jottlieb, Fernand, Aujust und solche mehr, und der Nix sagte: „Nee, so heiß ich nicht“. Als sie dann eine ganze Reihe Namen gesagt hatte, da hat sie denn gesagt: „Offen un türlich“. Da hat er verschwunden und ist nicht wieder gekommen.

**Der Knecht als Freier.** Et war en Bure, der hädde inne Mod, un kam ümma een Knecht un wolle sei tur Brud hän. Denn hän sei gefrod: „Wu heedst Du?“ Häd ha jesäd: „Upp un türlich, hidd manierlich, upp un türlich, det ick heet, det et miene Brut nich weet“. Dä häd sei am met Knüppel gehaun, det har et ör nich jesäd häd. Nu kikt de Brud ut det Fensta un der Brudmann jeit so brummich raff vannen Hof. Wie sei inne Staue koamt, frod de Bure: „Wat häst med dienen Brudmann jehädd?“ „Der will sich mei heiräden und säd mei sienen Namen nich“. „Ick hebbe am nich gefrod un den weet ick soja. Ha häd am Dei ja jesäd“. „Det is nich wahr“. „Nä, ha heed doch: „Upp un türlich“ usw. Denn häd de Bure jesäd: „Wenn den nich wist, denn werste jār keenen krän“. Nu häd sei nich gewußt, wie det māken. Häd de Bure jesäd: „Denn willn wei henschicken, Du willst am“. Hän sei henjeschickt un loaten holen. Bein Priesta wolln sei nich, sei wār all old. Ä<sup>3)</sup> häd jieda können träuen<sup>4)</sup>, un häd

1) Anteil an ihm, konnten ihm nichts tun.

2) d. h. früher gab.

3) ehemals.

4) vergl. Meier Helmbrecht (Reclam), Dorfgedicht aus dem 13. Jahrhundert: „Ein Greis erhob sich aus der Mitte, der war bekannt mit Brauch und Sitte, Und war im Reden klug und weise“, und traute dann Lämmerschling und Gotelind.

sie da Bure geträut. Un as ha gefrod häd, as sei sich beede willen jetreue sinn, hädd' der Knecht jesäd: „Jetz bis Du mien Weibchen un ick bin da Mann, det Örliehe det jeit keenen nüsich an“. Nu wären sei beede jeträut. Nach einer andern Fassung sagte der Bauer, als er traute: „Jetz bist Du sien Weibchen un Du bist der Mann, auch übrigens jeit det keenen nisch an“.

**Die Stimme und der Stier am Karschensee.** Unmittelbar beim Dorfe Görbitzsch (Kreis Weststernberg) dehnt sich in südlicher Richtung „der große See“ aus, weiterhin dann in östlicher Richtung der Karschensee. In der Nähe sind die „Schwedenschanzen“, ein vorgeschichtlicher Burgwall.

Sowie die Sonne unterging, hörten früher die Landleute am Karschensee eine Stimme vom See: „Ho! Ho!“ Es durfte niemand darauf achten, denn wenn sie darauf achteten, kam die Stimme näher.

Am Karschensee ist auch eine Ziege gekommen, nachts in der 12. Stunde, und vom Berge her, vom Springmühlfließ, es soll da früher eine Mühle gewesen sein, ist ein Rind, ein Stier gekommen, und der hat immer die Ziege aufgefressen. Leute sind da gefahren kommen und haben ihn gesehen und gesagt: „Tausend Wetter nochmal, da geht ein hübscher Stier, der kann zwei-, auch dreijährig sein“. Wie sie so sprechen, zeigt ihnen der Stier das Maul, daß sie sehen konnten, daß er das erste Mal geschobert hat, also zwei Jahre alt war. Von einem Jahr zum andern kriegt das Rindvieh zwei Zähne.

Ein Mädchen kam abends von Döbbernitz am Karschensee vorbei und sieht den Stier gehen da, wo der Hirte gewöhnlich Mittagsruh gemacht hat, und wie die Landleute so sind und an so was Gefallen finden, er gefällt ihr, und sie freut sich und denkt, wie alt mag wohl der Stier sein. Da macht er das Maul auf und hat solche langen gelben Zähne. Da ist sie gerannt und hat sich nicht mehr umgesehen. 1897.

**Der Fischer und der Nachtjäger.** Ein Fischer Marminski aus Görbitzsch fischte in Sommernachtzeiten im großen See. Alitsch Großvater ging mit seinen Leuten da im See krebzen. Eines Nachts traf er sich mit dem Fischer und gab ihm noch Branntwein. Der Fischer sagte: „Wir wern ihn erst vorbeilassen, sonst könnte er uns noch die Kähne umdrehen und wir könnten versaufen. Er kann erst seine Jagd fertig machen.“ Sie hatten sich Feuer angemacht und so lange abgewartet, bis der Nachtjäger seine Jagd hat abgehalten. Nun ist er von den Schwedenschanzen<sup>1)</sup> gekommen und dann gleich nach dem See. Er war zu Pferd und hatte zwei Hunde, die sind geschwommen und haben so heiser gebellt. Da über den See ist er sehr oft gekommen, es war regelrechter Gebrauch. Die mehrsten Leute sind eher nach Hause gegangen vor Nacht, wenn sie da vorbei mußten, weil sie sich gefürchtet haben. Der Fischer fuhr immer mit dem Kahn beiseite,

<sup>1)</sup> liegen auf einem Bergrücken.

um der Gefahr aus dem Wege zu gehen, wenn er da fischte, wo der Nachtjäger an den See kam. Er zog immer von Mittag nach Mitternacht und immer denselben Strich. W. v. Schulenburg.

**Hirt und Herde in Eberswalde.** Es sind noch nicht fünf Jahrzehnte her, da hatte unser Waldstädtlein noch den Charakter einer biederen Ackerbürgerstadt. Hirt und Herde spielten eine hervorragende Rolle und gern erzählen noch alte Eberswalder aus jenen Zeiten der Ruhe und Beschaulichkeit:

Wenn früh des Städtchens Wecker  
Aus leichtem Schlaf uns kräht  
Durchjauchzt man rasch die Äcker  
Mit blankem Feldgerät  
Das Weib indes treibt singend  
Die Milchkuh aus dem Stall,  
Laut folgen sie und springend  
Des Horns bekanntem Schall.

Schon morgens 4 Uhr blies der Kuhhirt auf einem langen Horn, der sogenannten Tute, und nachdem die Kühe hinausgetrieben waren, kam der Kälberhirt, lustig mit einer Peitsche knallend, hinterher; ihm folgte nach dem Abtreiben des Jungviehes und der Kälber der Schafhirt, das Zutreiben der Schafe durch Pfeifen angehend.

Mit dem ersten Sonnenstrahle  
Triebe ich mit frohem Sinn  
Zu dem stillen Wiesenthale  
Meine lieben Schäfchen hin.

Bald darauf erschien der Hammel- oder Lämmerhirt, ebenfalls pfeifend, auf der Bildfläche. Dann blies wieder der Schweinehirt auf einem Horn, und wurden nun die Schweine und Ziegen hinausgetrieben. Den Schluß machte allemal der Gänsehirt mit dem Ruf: „Jagt die Gänse rut“. In der rückwärtigen Reihenfolge, also zuerst die Gänse und zuletzt die Kühe, wurden die Herden abends wieder eingetrieben. Die Schafe vermehrten den durch das Schreien und Blöken verursachten Lärm noch durch die vielen Schafglocken. Und doch war das alles für den Ackersmann eine liebevolle Musik! Pferde und Ochsen blieben im Sommer auch nachts auf der Weide, der sogenannten Koppel, und wurden morgens an bestimmten Stellen zusammengetrieben und abgeholt. Abends wurden sie dann nach der Weide zurückgebracht. Die verschiedenen Hirten wohnten in der Hirtengasse, von der in alten rathäuslichen Akten hier und da die Rede ist. Noch vor etwa 20 Jahren stand das letzte Hirtenhaus in der Nagelstraße.

Vor 150 Jahren befanden sich in der Stadt — die damals 2100 Einwohner zählte — 123 Pferde, 21 Ochsen 120 Kühe, 250 Schweine, 170 Schafe, 30 Ziegen und 301 Gänse. Die Schafe waren mit sogenannten „Schmid-Zeichen“ versehen, um sie kenntlich zu machen. Es läßt dies den Schluß zu, daß in Eberswalde ehemals auch Hofzeichen existierten.

Eberswalde hatte zu jener Zeit noch ausgedehnte gemeinschaftliche Weideflächen, auch blieben alljährlich wechselnde zusammenhängende und für die gemeinschaftliche Hütung bestimmte große Flächen als Brachfeld liegen. Die Wiesen wurden bis zum 1. Mai, die Graskaveln bis 15. Mai behütet. Wenn die Äcker im Sommer bestellt waren, mußte der Kuhhirte „die in der Stadtheide befindlichen Brücher als das Stadtbruch, die Karpfenteiche, die Drögenitz und Ragoese fleißig mitbehüten.

Der Schäfer hütete jahraus, jahrein, bei starkem Frost auch auf den Saatfeldern. Im Frühjahr, Sommer und Herbst betrieb er die Brachfelder und die Heide, von Maria Verkündigung an war es ihm verboten, die Wiesen und Graskaveln zu behüten.

X Der Schweinehirte betrieb die Brachfelder, die gemeinen Brücher und die Stoppeln.

X Wenn ein Stück Vieh erkrankte oder gar einging, hatten die Hirten dies dem Wröheherren, dem aufsichtsführenden Magistratsmitglied, mitzuteilen.

Und nun der Hirtenlohn! An Hütelohn hatte jeder viehhaltende Bürger zu zahlen für 1 Kuh 1 Groschen 3 Pf.; für 1 Schwein oder Schaf 6 Pf. und für 1 Ziege 1 Groschen. Der Kuhhirte hatte freie Wohnung, nutzte den Garten hinter dem Hinterhause und genoß die Erträge der Hirtenwiesen am Ragöser Fließ und in der Gartengasse. Der Pferdehirte hatte ebenfalls freie Wohnung im Hirtenhause und den linker Hand gelegenen Garten zur Benutzung. Für ein Gespann Ochsen und Pferde bekam er von Michaelis bis Michaelis 12 Groschen, dazu 2 Groschen Brotgeld: für ein Kalb an Hütelohn 3 Groschen. Dafür mußte er aber zur Winterszeit die Gänschirtin in seiner Stube mitwohnen lassen. Da das Hirtenfräulein pro Gans 1 Groschen Hütelohn erhielt, so konnte es sich bei dem angegebenen Viehstand jährlich 15 blanke Taler verdienen. Jedoch hatten die Lohnverhältnisse doch noch ihren Haken, denn bei geringen Getreidepreisen blieb es der viehhaltenden Bürgerschaft vorbehalten, den Lohn herabzusetzen.

XX In gewisser Beziehung zum Hirtenwesen stand die Haltung der Zuchtbullen und Eber, wozu der Pächter des städtischen Vorwerks verpflichtet war. Schon im Jahre 1378 legte ihm der Magistrat diese Verpflichtung auf und erst im Jahre 1899 wurde dieselbe abgelöst. Dafür, daß der Vorwerkspächter die Bullen und Beier hielt, durfte er die sogenannte Bullenwiese nutzen. Auch diese Einrichtung hatte ihre interessante Geschichte, wovon wir später einmal erzählen werden.

Mitgeteilt aus Eberswalde 4. Sept. 1907.

Rudolf Schmidt.

**Neue Art der Abendmahls-Darreichung.** Einzelkelche bei der Abendmahlsfeier wurden am Sonntag, 23. September 1906 abends in der Nikolai-kirche zu Berlin zum ersten Male verwendet. Obgleich dies wenig bekannt geworden war, war die Beteiligung ungewöhnlich stark. Das Brot reichte zunächst Generalsuperintendent Probst D. Faber, darauf Pastor Göhrke. Die kleinen Kelche, in welche der Wein gegossen wurde, reichte Archidiakonus Seydel und nahm sie auch wieder zurück. Verwendet wurden 60 kleine Kelche, die nach jedem Gebrauch in heißem Sodawasser gereinigt wurden.

Die Feier war sehr eindrucksvoll. Wie wir hören, rüsten sich nun auch andere Berliner Gemeinden, Einzelkelche beim Abendmahl zu verwenden. Ebenso macht sich diese Bewegung in England, Schottland und Frankreich geltend.

Diese kirchlich-hygienische Maßregel verdient in den Jahrbüchern der Volkskunde eingemerkt zu werden. Dies Beispiel dürfte bald nachgeahmt werden; die prächtigen mittelalterlichen Abendmahlsgefäße, an denen unsere brandenburgischen Kirchen reich sind, werden solchergestalt vermutlich allmählich außer Dienst gestellt und bei der Abendmahlserteilung nur noch als Erinnerungs-Prunkstücke auf den Tisch zur Augenweide der andächtigen Gemeinde gestellt werden. E. Fr.

**Eiserne Mauern in der Mark.** Daß die Eisengewinnung in der Mark früher weit verbreitet war geht schon daraus hervor, daß die Hammer, Hammerbusch, Hammerfließ, Hammerdamm und Hammergraben als Orts-, Flur- und Flußbezeichnung außerordentlich häufig vorkommen. Wurde auch in den märkischen Hütten- und Hammerwerken zeitweise ausländisches Eisen verarbeitet, so war es doch vorzugsweise ihr Zweck, aus märkischen Erzen Eisen zu gewinnen. Wie reich die Mark an Eisenerz, Raseneisenstein, ist, ergibt sich aus der weiten Verbreitung des Eisensteins als Baumaterial. So wurde das Städtchen Peitz 1582 vom Markgrafen Hans von Küstrin mit Festungswerken umgeben, zu deren Bau der Eisenstein das Material hergab. Doch ließ Friedrich II., der noch Anno 1744 die Festung durch Anlegung einiger Außenwerke verstärkt hatte, die Festung Peitz schleifen, da sie sich am Tage nach der Schlacht von Zorndorf (24. August 1758) 10,000 Österreichern unter Laudon ergeben hatte, nachdem der Besatzung, 45 Invaliden, freier Abzug gewährt worden war. Aus Eisenstein ist ein großer Teil der noch heute stehenden Stadtmauer von Dahme aufgebaut: die einzelnen Werksteine sind verschieden in Form und Größe. Dagegen zeigen die in der Außenwand der Stadtkirche zu Luckau deutlich sichtbaren Eisensteinblöcke vollkommen regelmäßige Flächen. Aus Eisenstein ist der Kirchturm in Kemptendorf bei Kottbus gebaut; vereinzelt treten unregelmäßige Bausteine aus Eisenstein in der Mauer der Kirche zu Drahnisdorf, südwestlich von Golzen auf. Auch in der Neumark (Gegend von Plaiskehammer) soll das Erz als Baumaterial vielfach Verwendung gefunden haben. Seltener als der Raseneisenstein ist die verglaste Eisenschlacke (Kgl. Eisenhüttenwerk zu Peitz) als Baustein benutzt worden.

Mitgeteilt von Herrn O. Monke unter Bezugnahme auf ähnliche frühere Angaben in unsren Monatsblättern.

**Zum Kapitel des Wunderglaubens.** Ladenburg und St. Januarius. Geheimrat Ladenburg, dem Professor der Chemie an der Breslauer Universität, ist eine sonderbare Wette angeboten worden. Bekanntlich hatte Ladenburg im vergangenen Jahre auf der deutschen Naturforscherversammlung in Kassel die Möglichkeit aller „Wunder“ bestritten. Jetzt bietet ihm der österreichische Pfarrer Anton Weber in Markendorf durch die „Warnsdorfer Volkszeitung“

brieflich eine Wette in der Höhe von 1000 Kronen an, daß Ladenburg nicht imstande sein werde, das Blutwunder des heiligen Januarius zu erklären. Beide Wettenden sollen ein Sparkassenbuch mit je 1000 Kronen deponieren. Wie das „Altkatholische Volksblatt“ vom 2. Juni berichtet, hat Ladenburg den Empfang des Weberschen Briefes bereits bestätigt. Januarius (deutsch: „Pfortner“), Bischof von Benevent, starb unter Diokletian als Märtyrer zu Puteoli. Seine Reliquien wurden 1497 in der Kathedrale zu Neapel beigesetzt. Er ist Schutzheiliger dieser Stadt. Sein Haupt nebst zwei Fläschchen Blutes, das eine Witwe bei seiner Enthauptung aufgefangen haben soll, werden in einer prächtigen Schatzkapelle aufbewahrt. Das geronnene Blut soll wieder flüssig werden, so oft man es dem Haupte nähert. Dies Wunder wird dreimal im Jahre, am ersten Sonnabend im Mai, am 19. September und am 16. Dezember, sowie bei besonderen Unglücksfällen versucht und bewährt sich als treffliches Agitationsmittel in der Hand des Klerus. Fließt das Blut einmal nicht, so gilt das für ein schlimmes Zeichen. Aber man kann da auch nachhelfen. Eine hübsche Geschichte darüber erzählt das „Altkatholische Volksblatt“: Als Neapel in den Kriegen der ersten französischen Republik von den Franzosen besetzt wurde, war die Bevölkerung dort gegen die Franzosen sehr erregt: fortwährend wurde ein Aufstand erwartet. Der Klerus trug nicht wenig dazu bei, die Bevölkerung gegen die gottlosen Eindringlinge aufzuhetzen, insbesondere wurde auch das wundertätige Blut des h. Januarius benützt, um die Erregung aufrecht zu erhalten. Es wurde nämlich behauptet, das Blut des h. Januarius walle nicht mehr, seit die Franzosen die Stadt besetzt hielten. Auf Veranlassung des Kommandanten wurde nun ein Gottesdienst anberaumt, in dem das wundertätige Blut öffentlich gezeigt werden sollte. Der am Altar stehende Priester zeigte die Reliquie dem Volke; in der Pistole und erklärte, falls das Blut nicht alsbald walle, schieße er den Priester nieder, wobei er ihm die Pistole entgegenstreckte. Der Priester zeigte schleunigst das wundertätige Blut und — es walle auf wie sonst. (Greifswalder Tageblatt vom 6. 6. 1905.)

Auch der Jahrhunderte lang gepflogene Glaube an das Wunderblut zu Wilsnack, Kreis West-Prignitz, gehört in den Kreis dieser psychologischen Betrachtungen und Vorgänge. In Wilsnack hat die Einführung der Reformation den „frommen Glauben“ zerstört.

**Aus Groß-Behnitz, Kreis West-Havelland.** In der Pfarre (Herr P. Hülsen) befindet sich noch das von Wöllner angelegte Kassenbuch der Wohltätigkeitsstiftung Wöllners in Original. „Nachrichten über die etablierte Armen-Casse und deren Einnahmen betreffend.“ Die Kasse wurde von W. nach Besprechung mit Frau von Itzenplitz und deren Schwester (v. Finkenstein) 7. 9. 1759 gegründet. Die Damen zahlten bei der Gründung 50 Taler. Erhalten wurde und wird die Kasse, welche dem sonst so wenig beliebten Wöllner ein gutes Andenken in Behnitz sichert, aus eingehenden Strafgeldern. (Amtlich festgelegt 1795.)

Der Briefwechsel Wöllners mit Herrn v. J. Hagen soll sich in Hohennauen befinden (Pastor Dr. Werther).  
O. Monke.

**Die Königswege in der Nähe von Berlin.** A. Tegel. Nach Büsching (Reise nach Kyritz. 1779) stand hinter Tegel (am Wege nach Schulzendorf) eine Warnungstafel („Pfahl“), welche die Benutzung des Königsweges bei Festungsstrafe verbot; die Wagen sollten nicht „aus der allgemeinen Landstraße“ weichen.

Da an eine Chaussee oder an einen Steindamm nicht zu denken ist, darf man wohl annehmen, daß man eine Art Lehmbahn auf dem Wege angelegt hatte, die nur von königl. Fuhrwerk benutzt werden durfte. Diese Lehmbahnen, die Schmerzenskinder unserer Amtsvorsteher, schmückt man noch heute gern mit Warnungstafeln, auf denen zuweilen das schüchterne Geständnis abgelegt wird: „Das Befahren dieser Lehmbahn ist in feuchtem Zustande verboten!“ Die Verbotstafel bei Prenden am Wege nach Klosterfelde spricht von der Chaussee „im erweichten Zustande“. Natürlich beziehen respektwidrige Spaßmacher den feuchten oder erweichten Zustand in erster Linie auf die Kutscher.

O. Monke.

B. Grunewald. Noch heute führt der prächtige, außerhalb Charlottenburgs noch heute Gott Lob! ungepflasterte Fahrweg, der eine Verbindung zwischen dem königl. Schloß in Charlottenburg und dem in Potsdam herstellen sollte, den Namen Königsweg. Er war ursprünglich in der mit Lehm und Steingrus befestigten Hauptfahrstraße für anderes als königliches Fuhrwerk verboten. Daneben war aber auf mehr sandigem Boden auch noch Fahrbahn für sonstiges Fuhrwerk vorhanden.

C. Berlin-Potsdam. Ein anderer Königsweg ist der, welcher vom Berliner Schloß—Potsdamer Tor—Potsdamer Straße—Steglitz—Zehlendorf entlang passierend bei Wannsee auf der jetzt völlig neugebauten Friedrich Wilhelms-Brücke mit dem zu B. erwähnten Grunewald-Königsweg zusammen trifft. Dieser Weg ist die eigentliche öffentliche Landstraße, die nachmals chaussiert wurde und vor der Eröffnung der Berlin-Potsdamer Bahn von den Wagen des bessergestellten Berliner Publikums, um Potsdam aufzusuchen, viel befahren wurde. Es waren deshalb auch von Zeit zu Zeit neben diesem Königsweg, den Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II., der III. und auch der IV. oft genug mit Equipagen benutzt haben, mit schattenspendenden Bäumen, Strauchwerk und Hecken ausgestattete Halbrundteile — die offiziell sogenannten Remisen — angebracht, wo das Publikum nach längerer Fahrt ausstieg, sich ein wenig erholte und erfrischte. Hier hat sich der Name Königsweg seit Einführung der Dampfbahn allmählich wieder verloren. Von den Remisen sind noch mehrere erhalten.

E. Friedel.

**Das „Treppenlaufen“ der Schafe an den Elbdeichen.** Wer einmal auf den Elbdeichen gewandert ist, der hat gewiß die „Treppen“ auf der Innen- und Außenseite der Deiche bemerkt, und es ist sicherlich die Frage in ihm aufgestiegen: Wie sind diese entstanden? Die Deiche, die aus schwerem Kleiboden hergestellt sind, sind mit einer festen Grasnarbe versehen. Die angrenzenden Gemeinden haben das Recht der Hütung und treiben, um das Gras zu nutzen, Schafe hinauf. Dem Beobachter bietet sich ein stets wiederkehrendes Bild. Die Tiere gehen nicht die schrägen Deiche auf und ab,

sondern in einzelnen Reihen entlang. Durch dies Reihengehen entstehen die Abstufungen, die sich mit Treppen vergleichen lassen. Den Deichen ist das Weiden zum Nachteil; denn die entstehenden Treppen bieten bei Hochwasser dem Wellenschlag Angriffspunkte und erhöhen die Gefahr des Abspülens der Erdmassen und damit des Deichbruchs. Mit Rücksicht auf die Beschädigung der Deiche ist das Weiden auf ihnen durch Verordnungen der Deichschaukommission eingeschränkt und in manchen Distrikten verboten worden.

Friedrich Wienecke.

Diese Mitteilung ist sehr dankenswert, sie bestätigt meine Ansicht, daß die Abtreppungen an den Steilwänden der Rommel-Bildungen zwischen Ravenstein und Niemeck, die ich im Monatsblatt Jahrgang XV<sup>1)</sup> beschrieben, ebenfalls weidenden Schafen ihre Entstehung verdanken.

F. Friedel.

## Bücherbesprechungen.

**J. F. Schreibers volks- und heimatkundliche Aufstellungsbogen.**  
Eßlingen und München. Verlag von J. F. Schreiber.

Die Verlagsbuchhandlung gibt dem Beschäftigstrieb der Jugend eine methodische Unterlage, indem sie für ihre Aufstellungsbogen heimatkundliche Vorlagen auswählt. Die erste Serie umfaßt Einzelhäuser, z. B. holländische Fischerhütten, Bauernhof der bayerischen Alpen usw. und die zweite ein sächsisches Bauerndorf, ein Marschendorf an der Nordsee u. ä. Es ist sicher, daß durch diese Bogen ein nützlicher Antrieb gegeben ist, der in der jugendlichen Phantasie nach mancher Richtung weiter arbeiten wird. Die sorgfältige Behandlung der Bilder nach der künstlerischen und technischen Seite hin ist hervorzuheben, sowie Mannigfaltigkeit in den Einzelheiten. Jedes Häuschen ist offenbar nach der Natur gezeichnet und koloriert. Da die Häuschen nur kulissenartige Aufstellung erfordern, so wird an die Geduld und die Geschicklichkeit der jugendlichen Handwerker keine zu hohe Anforderung gestellt, so daß sich die Aufgabe als Einführung in die Handbeschäftigung sehr gut eignet.

Zache.

<sup>1)</sup> S. 70 „Die Garreyer Rommel und das Schollengestein bei Niemeck.“ Abbildung dieses Rommel auf S. 71.

## Druckfehler-Berichtigung.

Jahrg. XVII, S. 593, Zeile 20 von oben lies Konrad Kehlrl statt Kehre und S. 595, Zeile 5 von oben ebenso.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.  
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.